

Gibt es einen Willen zum Bösen?

Die Auseinandersetzung mit dem Bösen ist so alt wie die Menschheit selbst. In der Sündenfallgeschichte werden wir erstmals mit dem Bösen konfrontiert: Gottes Wille zu missachten - nämlich sein Verbot vom Baum der Erkenntnis von gut und böse zu essen – führt dort bekanntlich zur Vertreibung aus dem Paradies. Eines ist seither klar, sich gegen den Willen Gottes zu stellen, bedeutet, böses zu tun und dafür von Gott bestraft zu werden. Daraus folgt zweierlei:

1. müssen alle nur erdenklichen Maßnahmen getroffen werden, um Gottes Wille zu erkunden, um diesem entsprechen zu können und
2. wird jegliches eigenmächtiges Handeln des Menschen als böse oder zumindestens als problematisch angesehen.

Dieser Grundzug des jüdisch-christlichen Denkens wird jedoch ergänzt und umgeformt von der zweiten Quelle des abendländischen Denkens, nämlich der griechischen Philosophie. Im Zentrum der griechischen Philosophie steht der „logos“, die Vernunft. Diese geht davon aus, dass wir in einem geordneten Kosmos (gr. kosmein = geordnet, geschmückt) leben und dass wir mit Vernunft ausgestattet sind, um die Gesetze des Kosmos erkennen und danach leben zu können. Sokrates nimmt an, dass - wenn wir das Gute erst mal erkannt haben – wir es dann auch wirklich tun werden. Es kommt also alles darauf an, das Gute zu erkennen, zu verstehen. Wer böses tut, handelt aus Mangel an Erkenntnis. Auch wenn diese Position, die wir heute als „ethischen Intellektualismus“ bezeichnen, schon in der Antike nicht unwidersprochen blieb, kann sie dennoch als stellvertretend für den zweiten Strang bei der Erklärung des Bösen angesehen werden: das Böse ist ein Phänomen des Mangels.

Grob gesehen können wir also zwei Wurzeln des Bösen annehmen:

1. Die griechische Position, welche das Böse mit einem Mangel in Verbindung bringt und
2. Die jüdisch-christliche, welche das Böse mit dem Eigenwillen gegenüber Gott verbindet.

Im Anschluss an die Antike verschmelzen diese beiden Ansätze in der sich neu herausbildenden christlichen Philosophie des Mittelalters, welche an die antike Philosophie anschließt und diese wesentlich umformt. Insbesondere das jüdisch-christliche Gottesbild eines Schöpfergottes, der eine *creatio ex nihilo* vornimmt, bringt ein vollkommen neues

Element in die Philosophie. Die Schöpfung wird nun in weit größerem Ausmaß vom Willen Gottes abhängig, als dies in der Antike der Fall war. Aristoteles nimmt zwar auch einen Gott an, der als unbewegter Beweger dem Kosmos zugrunde liegt, Gott ist jedoch nicht in dem selben Ausmaß für den Bestand und das Weiterbestehen der Welt verantwortlich, wie dies bei einem Schöpfergott der Fall ist. Besonderes Interesse kommt nun der Frage zu, ob wir es bei Gott mit einem Willkürgott zu tun haben, oder aber mit einem Gott, der selbst an die Gesetze der Vernunft gebunden ist. Es ist hier sicherlich nicht der Platz um auf all die theologischen und philosophischen Diskussionen darüber eingehen zu können. Es sei nur soviel gesagt, dass die Philosophie bis hin in die Neuzeit sehr stark vom jeweiligen Gottesbegriff bestimmt wird und dass dies nicht nur auf das jeweilige Menschenbild, sondern auch auf die Vorstellungen über das Böse Auswirkungen hat.

Bei Augustinus hängt das Böse damit zusammen, dass ich mich nicht dem Willen und der Gnade Gottes überantworte. Mein eigener Wille ist zu schwach, ich bin auf die Gnade und Hilfe Gottes angewiesen. (Sieh Paulus, Römer 7: Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.) Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach, die Leidenschaften übermannen mich. Das Böse ist stärker als ich – hier wird die manichäische Wurzel von Augustinus sichtbar – ich bedarf der Hilfe Gottes. Auch hier ist es also ein Mangel, aber nicht ein Mangel an Erkenntnis, sondern an Willenskraft.

Bei Descartes hingegen ist es gerade unsere Willenskraft, unsere Fähigkeit zu allem ja und nein zu sagen, die uns Gott ebenbürtig macht. Hier ist es unser eingeschränktes Erkenntnisvermögen, unsere Unvollkommenheit in der Hinsicht, dass wir etwas wollen, das sich dann als nachteilig für uns und andere herausstellt. Descartes entwirft den Menschen als Mangelwesen, als unvollkommen gegenüber der Vollkommenheit Gottes. Da unser Verstand beschränkt ist, fordert Descartes uns auf, alles so lange zu prüfen, bis wir Gewissheit erlangt haben. Bei Descartes, der als Begründer der neuzeitlichen Erkenntnistheorie gilt, finden wir ebenso wie später dann bei den Philosophen der Aufklärung die Forderung, nur dasjenige als wahr gelten zu lassen, von dem ich mich in einem persönlichen Erfahrungsweg selbst mittels meiner Vernunft überzeugt habe.

Damit wird den Vorurteilen der Tradition, insbesondere der Kirche der Kampf angesagt. Allzulange hatte man die Menschen mit der Drohung vor Hölle und Teufel in Abhängigkeit zu halten versucht. Mit der Zurückweisung der kirchlichen Autorität – ganz konkret mit Martin Luther und dem Protestantismus – wird die Erkenntnis davon, was gut und böse ist, in das Gewissen verlagert. Kants Ausspruch, dass nur der gestirnte Himmel über mir und das

Gesetz in mir, mich mit größter Ehrfurcht erfasst, verweist darauf, dass die moralische Instanz nunmehr in das Subjekt selbst verlagert wird. Bei Kant ist dies mit der Aufforderung verbunden, sich bei moralischen Entscheidungen nur von der Vernunft bestimmen zu lassen und nicht von irgendwelchen Strebungen oder Leidenschaften. Ja gerade darin, dass der Mensch ein autonomes Wesen ist, das heißt, dass er die Fähigkeit besitzt, sich nur durch die Vernunft bestimmen zu lassen und nicht heteronom, das heißt von anderen Menschen, von bestimmten Autoritäten, oder von seinen Leidenschaften und Begierden. Genau das ist es, was dem Menschen Würde verleiht und ihn zu einem Wert an sich macht. Der gute Wille des Menschen besteht darin, dass er sich von der Vernunft bestimmen lässt und sich von der Vernunft bestimmen zu lassen, heißt wiederum, jede Handlung auf ihre Gesetzmäßigkeit hin zu prüfen, d.h. zu prüfen, ob ich wollen könne, dass die Maxime meines Handelns ein allgemeines Gesetz werde. Der Mensch guten Willens handelt also nicht eigennützig und eigenwillig, sondern lässt sich von der Vernunft in dem Sinne leiten, dass er auf die Verallgemeinerbarkeit seines Anliegens achtet. Eine böser Wille im Sinne Kant wäre dann gegeben, wenn ein Mensch einen anderen Menschen seiner Würde berauben will und sich seiner nur als Mittel zum Zweck eigensüchtiger Strebungen bedient, wenn also egoistische Selbstbehauptung statt der Verpflichtung zum allgemeinen Gesetz im Mittelpunkt steht.

So gesehen können wir Kant als in derjenigen Tradition stehend ansiedeln, die das Böse als Eigenmächtigkeit gegenüber dem Willen Gottes ansieht, nur dass bei Kant der Gott der Tradition durch die Vernunft ersetzt worden ist. Dennoch finden wir bei Kant einen Aspekt vor, der gesonderte Betrachtung verdient: Kants Autonomiebegriff umfasst den Gedanken, dass das Gute um des Guten willens, d.h. um seiner selbst willen getan werden muss, nicht weil es gut ist für irgendeinen Nutzen oder um der Eigenliebe willen. Das Gute, das sich bei ihm im kategorischen Imperativ unbeirrbar hören lässt, ist etwas Transzendentes, weil es über die empirischen Motive der Selbsterhaltung hinausreicht. Im guten Willen wird die Freiheit vom Unbedingten erfasst: darin zeigt sich die Würde des Menschen, dass er nicht allein bestimmt ist von der Notwendigkeit, sondern dass es darüber hinaus, neben der Naturkausalität auch eine Kausalität aus Freiheit gibt, welche den Menschen das Gute um des Guten willens machen lässt. Das Böse hingegen bleibt an heteronome Motive gebunden: es bildet ein Mittel zum Zweck sei es zur Selbsterhaltung, zur Machtsteigerung, oder sei es in Form von Neid, Hass und sonstigen Leidenschaften etwas bestimmtes besitzen, fühlen oder erleben zu wollen.

Kants guter Wille kennt und tut das Gute um des Guten willen. Kant nimmt jedoch keinen gleichermaßen Bösen willen an, der das Böse um des Bösen willens tut.

Genau dieser Fragestellung möchte ich mich jetzt jedoch zuwenden.

Gibt es einen Willen zum Bösen? Kann es sein, dass jemand das Böse um des Bösen willens tut?

Die Annahme, dass es einen Willen zum Bösen gibt, der das Böse nur um des Bösen willens will, scheint tatsächlich in der Philosophiegeschichte bis zu Kant nicht vertreten worden zu sein. Erst Kants guter Wille, der um seiner selbst Willen gut ist, scheint den Weg frei gemacht zu haben für seinen Gegenspieler, den bösen Willen um seiner selbst wegen. Das Gute als Selbstzweck scheint also das Böse als Selbstzweck herauszufordern. Ins Spiel gebracht hat diese Annahme Marquis de Sade, der finstere Doppelgänger und Zeitgenosse Kants. Wie Kant geht es auch ihm um den Triumph der Freiheit des Geistes über die Natur. Aber es ist ein Triumph am entgegengesetzten Ende des Spektrums. So wie Kant das absolut Gute, so sucht de Sade das absolut Böse. De Sade geht es um die Zerstörung um der Zerstörung willen. Seine Leidenschaft ist es, vom Sein überhaupt loszukommen. Der Wille zum Bösen ist am Ende so „rein“ wie der Kantische Wille zum Guten es sein soll. Er ist nicht mehr nützlich, er dient nicht mehr der Selbsterhaltung, er ist sich selbst zum Zweck geworden.

Für de Sade ist der Andere das Objekt des eigenen Genusses. Es kommt nicht darauf an, dass diese Objekt selbst auch Lust empfindet. Die Lust ist tyrannisch, sie will nicht Vergnügen schenken, sondern sich selbst ein Vergnügen machen. Und sie kann es steigern, wenn man dem anderen etwas Böses antut, ihm Schmerzen bereitet. Die vorgestellten Orgien des Marquis de Sade in *Die hundertzwanzig Tage von Sodom* enden in der Regel in einem überaus blutigen Delirium des Verbrechens, wobei das Prinzip wirksam wird: alles ist gut, wenn es maßlos ist. De Sade, selbst viele Jahre eingekerkert, imaginiert geradezu obsessiv Zwingburgen der grausamen Lust, die vollkommen abgeschnitten sind vom Rest der Welt. Er entwickelt einen umgekehrten Platonismus: seine monströsen Gegenwelten sind platonische Höhlen noch unter der Höhle Platons. Seine Sehnsucht will nicht aus der Höhle hinaus und hinauf ans Licht, nichts lockt ihn in jene Über-Welt der reinen Ideen, vielmehr reizt ihn die Unterwelt der Exzesse. Doch auch in der Unterwelt hemmungsloser Entfesselung gelten Gesetze. Nicht nur auf die Orgien bezieht sich sein Ordnungssinn. Als Kind der Aufklärung entwirft er ein Gesellschaftsmodell, das eine Art Grundrecht auf Exzess etabliert. Die Orgie wird vergesellschaftet. Die Körperöffnungen und Geschlechtswerkzeuge werden zum Allgemeinbesitz erklärt. Die allgemeine Gerechtigkeit wird dadurch hergestellt, dass jeder ein Täter sein darf unter der Voraussetzung, dass er auch bereit ist zum Opfer zu werden. Wenn de Sade in seinem Werk *Die Philosophie im Boudoir* sein Gesellschaftsmodell entwickelt, worin der Grundsatz „alles ist erlaubt“, mit möglichster Konsequenz durchgeführt wird,

bemerkt man, dass es nicht sein Ehrgeiz ist, ein Gesellschaftsreformer oder Utopist zu sein. Vielmehr möchte er die Vernunft prostituieren. Er spielt ihren Zuhälter und zeigt: sie lässt sich zu allem gebrauchen – auch zur vernünftigen Begründung von Mord und Grausamkeit.

250 Jahre später werden Adorno und Horkheimer in ihrem Buch *Die Dialektik der Aufklärung* unter dem Schock des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts Bezug auf de Sade nehmen. Er sei einer der ersten gewesen, so Adorno und Horkheimer, der die Identität von Herrschaft und Vernunft verkündet und damit die dunkle Seite der Aufklärung aufgezeigt habe. „Die Unmöglichkeit, aus der Vernunft ein grundsätzliches Argument gegen den Mord vorzubringen, nicht vertuscht, sondern in alle Welt geschrien zu haben, hat den Hass entzündet, mit dem gerade die Progressiven Sade und Nietzsche heut noch verfolgen.“ De Sade und Nietzsche hätten nicht – wie die Apologeten der Aufklärung - vorgegeben, dass die formalistische Vernunft in einem engeren Zusammenhang mit der Moral als mit der Unmoral stünde. Auch Hannah Arendt wird in ihrem Bericht über den 1961 stattgefundenen Eichmannprozess in *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen* sich betroffen zeigen von der perfekt organisierten und rational durchdachten Vernichtungsmaschinerie, die von durchschnittlichen und unauffälligen Menschen in rigoroser Pflichterfüllung in Gang gehalten wurde.

Aber zurück zu de Sade. Er bedient sich also der argumentierenden Vernunft, um sie zu verhöhnen. Er öffnet die Aufklärung nach. Er zelebriert die guten Gründe des Bösen. Bei seinem Argumentieren für das Verbrechen wird von ihm dabei stets die Natur als positive Bezugsgröße angeführt. „Da die Vernichtung eines der ersten Gesetze der Natur ist, kann nichts, was vernichtet, ein Verbrechen sein.“ Die Natur, so de Sade, verhindert nicht den Mord, sie stiftet sogar dazu an durch die Lust am Verruchten. Wo aber eine Lust ist, da ist auch ein Trieb, und wo ein Trieb ist, da spricht die Natur und gibt ihren Beifall. Wo die Natur etwas gestattet, kann es kein Verbrechen geben, oder, was auf dasselbe hinausläuft: die Natur ist selbst verbrecherisch.

Wenn aber die Natur alles legitimiert, wird plötzlich auch das Böse, das man begehen kann, eine Funktion dieser Natur. Es ist somit immer noch für etwas „gut“. Man dient also auch noch im Exzess irgendwelchen Zwecken der Natur. De Sade will jedoch auch davon wegkommen: „Mit allem, was wir tun, beleidigen wir nur Götzen und Kreaturen, nicht aber die Natur, und ihr gerade möchte ich zuwiderhandeln; ihre Pläne stören; ihrem Lauf entgegentreten; das Rad der Gestirne anhalten; die Himmelskörper in Verwirrung bringen, wie sie im Raum treiben; zerstören, was ihr dient; begünstigen, was ihr schadet; mit einem Wort, ihrer spotten in ihren Werken – und hier ist mir jeder Erfolg versagt.“ Sade wütet

gegen die Natur, wie er in einer frühen Phase gegen Gott gewütet hatte. So wie ursprünglich Gott, so entzieht sich ihm jetzt auch das absolut Böse, denn die absolute Zerstörung ist nicht möglich – nicht einmal in der Phantasie. Aber de Sade gibt nicht auf. Indem er alle Energie des bösen Handelns ins Schreiben, in die Schrift legt, hat er ein Medium gefunden, das immer wieder aufs Neue wirkt, auch dann wenn er nicht mehr ist. Er will ein Schreiben erfinden, das selbst ein Akt des Bösen ist. Die Kräfte der Verführung und Zerstörung sollen sich im Text sammeln und jeder der damit in Berührung kommt, soll davon angesteckt werden. De Sade will mit der Vernunft seinen Spott treiben, ihre Fackel sollte der dunklen Leidenschaft in Form von Literatur voranleuchten.

Mit Marquis de Sade und seinen Nachfolgern wie Baudelaire, Poe oder Rimbaud wird das Böse zur ästhetischen Kategorie. Es wird zur Versuchung für diejenigen, die, der Wonnen des Gewöhnlichen überdrüssig, das Überirdische nun im Unterirdischen suchen. Mit dem Erscheinen der Gedichtsammlung „Die Blumen des Bösen“ von Charles Baudelaire im Jahre 1857 kann der Beginn der ästhetischen Moderne angesetzt werden. Kunst will nicht länger Ausdruck des Schönen und Guten sein, das Hässliche, Böse, Diabolische, Verzweifelte dominiert fortan den ästhetischen Diskurs. Damit emanzipiert sich die Kunst endgültig und radikal von der klassischen Idee einer Einheit des Guten und Schönen.

Auffällig jedoch ist, dass zur gleichen Zeit die Menschheit getragen wird von einem Glauben an den Fortschritt, an die Emanzipation der Menschheit von Unwissenheit, Leid, Krankheit und sonstigen Übeln. Die Entfremdung kann und soll überwunden werden: der Mensch soll zu sich selbst befreit werden. In den rationalen Weltdeutungskonzepten der neuen Wissenschaften, der Psychologie, Soziologie und politischen Ökonomie hat das Böse keinen Platz mehr. Das Gute wird siegen, wenn man sich nur darum bemüht und es zulässt. Die Defekte, Verirrungen, und Verbrechen der Menschen hören auf Sünde und damit Ausdruck des Bösen zu sein, sie werden als Resultat der Umstände – Geburt, soziales Milieu, politische Situation, Krankheit, Unbewusstes, Triebleben – aufgefasst. Die alten religiösen Erklärungsmuster verlieren an Kraft, mit Gott verflüchtigt sich auch der Teufel.

Man kann diesen Sachverhalt auch so sehen: die Moderne als Projekt der Aufklärung hat sich vom Bösen verabschiedet und es in die Sphäre der Kunst verbannt. Der Titel „Die Blumen des Bösen“ verweist auf die doppelte Rolle des Bösen in der Moderne: zentrales Motiv für die Kunst und verdrängtes Motiv des rationalen Diskurses zu sein. Dadurch kommt es zu einer weiteren Radikalisierung der Kunst, die sich bereits in der Renaissance von einer bloßen Nachahmung und Symbolisierung hin zu einem kreativen Schöpfungsprojekt entwickelt hatte.

Wenn wir die Kunst des Mittelalters betrachten, so wird der Künstler nicht von der möglichen Parallele zu Gott her begriffen, nämlich von seinem Schöpfertum, sondern von der Schöpfung, die er nachahmt. Der Künstler als Schöpfer – das wäre Hybris. Gott hat die Welt aus dem Nichts geschaffen – dem Menschen steht solches nicht zu. Deshalb bestimmt die Konzeption der Nachahmung oder Symbolisierung und nicht die der kreativen Produktion den mittelalterlichen Begriff der Kunst. Deshalb auch bleiben die Künstler des frühen Mittelalters in der Regel ungenannt, deshalb auch gibt sich jede geistige Innovation als *restitutio*, als Wiederherstellung einer Tradition oder als ihre Wiederholung.

Das ändert sich dramatisch in der Renaissance. Schöpferische Subjekte waren die Künstler auch zuvor, aber jetzt sind sie es mit einem eminent gesteigerten Selbstbewusstsein. Es bleibt zwar die Besinnung auf Gott und den großen Kosmos erhalten. Aber nun wird nicht so sehr die Welt der Schöpfung, sondern der Schöpfungsakt und die darin liegende Freiheit ausdrücklich ins stolze Selbstbewusstsein aufgenommen. Der Künstler will es auf seine Weise Gott gleichtun bei der *creatio ex nihilo*. Er schafft das Neue, das Niegesehene. Es versteht sich von selbst, dass die sich als autonome Schöpfungsmacht verstehende Kunst nicht nur bei den Orthodoxen als böse galt. Sie wurde nicht nur von außen als böse denunziert, sie entdeckte auch in sich selbst eine eigenartige Negativität, die in ihrer schöpferischen Freiheit beschlossen liegt. Denn die *creatio ex nihilo* – das kann zum einen bedeuten, dass aus dem Nichtsein ein Sein herausgehoben, erschaffen wird. Das ist die triumphale Version des Schöpfertums – das Bewusstsein der *creatio*. Aber es ist noch diese *ex nihilo*, und damit ist in jedem Schöpfungsakt auch zugleich die Erfahrung des Nichts und des Nichtenden gegeben. Der schöpferische Mensch fühlt sich tief im Inneren von diesem Nichts bedroht – wenn ihm nämlich nichts mehr einfällt oder ihm die eigene Hervorbringung plötzlich nichtig vorkommt. Das Gefühl für die Bedrohung durch Leere und Nichtigkeit im schöpferischen Aufschwung hat besonders die Romantik ausgesprochen. Die Romantiker, die nach dem Tod Gottes, nach der großen Götterdämmerung aus eigener Kraft ihre Götter hervorbringen wollten, steckten in folgendem Dilemma: Sie sollten an das glauben, was sie selbst gemacht hatten, sollten das Hergestellte wie etwas Empfangenes erleben. Sie wollten vor der Rampe das große Spiel bewundern und standen doch zugleich als Drahtzieher hinter der Kulisse. Sie waren Regisseure, die sich selbst verzaubern wollten.

Die Romantik setzt die zerstörerischen und selbstzerstörerischen Potenzen der Einbildungskraft frei. Die Kunst, die aus dem Nichts der freien Einbildungskraft hervorkommt, kann in dieses Nichts wieder zurücksinken. Dadurch bildet sich im Innern der Kunst ein Potential der Zerstörung und Selbstzerstörung. Der Nichtigkeitsverdacht, der

Verdacht, dass die Gebilde der Kunst Chimären und deshalb vielleicht sinnlos sind, dieser Verdacht ist zweifellos etwas Böses für die Kunst: das kunstimmanente Böse, wodurch die Kunst durch sich selbst anfechtbar wird, wodurch sie das Zutrauen zu sich selbst verliert.

Hatte die Romantik noch geglaubt in der Kunst die verlorene Religion wieder beleben zu können, so hat sich spätestens seit Nietzsche herumgesprochen, dass Gott endgültig tot ist. Wir sind auf uns selbst zurückgeworfen und müssen unser Leben selbst gestalten, uns selbst immer wieder aufs Neue erschaffen. Nietzsches Denken ist auch dort, wo es moralisch wird und eine absolute Bejahung des Lebens fordert, im Kern ein ästhetisches Denken. Das schöpferische des Ästhetischen lebt von der spielenden, experimentierenden, umgestaltenden Kraft.

Das Schöpferische, Kreative und Innovative wird von nun an das Bestimmende sein und der Mensch selbst derjenige, der den Dingen einen Wert gibt. Nicht länger ist es der Wille Gottes, der unsere Handlungen leitet. Zurückgeworfen sind wir auf unsere Eigenmächtigkeit, auf unsere eigene Verantwortung. Aus eigener Macht müssen wir uns dafür entscheiden, welchen Weg wir gehen wollen. Das was seit urdenklichen Zeiten als das Böse galt, nämlich unabhängig von Gottes Willen eigenmächtig – schöpferisch seinen Weg zu gehen, erweist sich zuletzt als der unergründliche Ausweg aus der Hoffnungslosigkeit des Nihilismus.